



Nr. 18.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Gewitter über der Marsch.

Von Phil. Pet. Wagner.

Windstärke neun, es blüht und es kracht;
 Ueber See und Marschen stockfinstere Nacht,
 Es braust die Flut, sie leckt am Deich
 Und sendet gierig ihre Spritzer zugleich.
 Der Sturm nimmt zu, die Flut sie steigt;
 Schon hat sie den First des Deiches erreicht.
 In größter Gefahr — das Dörfchen am Deich —
 Der Zerstörung durch Feuer und Wasser zugleich.
 Umzuckert von Blitzen in sprühendem Rot,
 Schaurig-schön leuchtend in all dieser Not.
 Mit Bangen und Sorg' der Marschbauer wacht
 Und blicket hinaus in die schaurige Nacht.
 Es beten die Seinen stumm und bleich,
 Daß Gott beschütze Haus, Hof und Deich.
 Der Regenprasselt, der Sturm läßt nach;
 Ferne im Osten graut schon der Tag.
 Vorbei das Gewitter, die Flut langsam fällt;
 Ein sonniger Morgen die Marschen erhellet.

Friedhofsböfje.

Von G. Mahmeier (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

„Am Ruheplatz der Toten pflegt es still zu sein.“ Und doch ist gerade diese stille Stätte der Ort, wo die Steine reden, und wo wir trauliche Zwiegespräche halten können mit den Vätern, daß sie uns erzählen von ihrer Zeit, mag es nun geschehen durch die schlichte Kunstform ihres Monuments mit dem naiven Bildwerk oder durch die verwitterte Inschrift des bemooften Gesteins. — Da die Zahl solcher stummer Zeugen naturgemäß einen engen Zusammenhang bildet mit der geschichtlichen Bedeutung eines Ortes, so zog es mich gar oft hin nach dem alten Gertrudensfriedhofe im benachbarten Oldenburg, wo die Ansähe solcher Steine, die auch jeden Fremden fesseln dürften, eine derart reiche ist, daß eine gebührende Berücksichtigung hier zu weit führen würde. Man müßte u. a. erzählen von dem stimmungsvollen Aufgang mit der alterthümlichen Steininschrift: „Dewich is so lant“, von der eigenartigen, sagen- und wunden Vinde, von der eisenunverwundenen verwitterten Kapelle, mit ihrer restaurierten, naiven Wandmalerei. Man dürfte die Ruhestätte eines Julius Moser (zu Mantua in Banden) nicht vergessen, um endlich längere Zeit zu verweilen bei einem von Emblemen der Gewaltherrschaft eingerahmten eindrucksvollen Grabmal, das sich nicht weit von dem imposanten Barockbau des großherzoglichen Mausoleums erhebt und das die wenigen Worte trägt: Ehrenvoll ist für gute Sache der Tod. Es ist das Doppelgrab der Helken von Fink und Berger, die im Jahre 1813 als Minister ihre unentwegbare Treue zu Fürst und Volk unter dem napoleonischen Szepter mit dem Blute blühen mußten. — So würde uns gar manche, oft mühsam entzifferte Schrift das Gedächtnis derer wachrufen, die einst als Träger der Kultur oder als treue Vasallen ihres Fürsten weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus genannt wurden. — Was mich jedoch bei Spaziergängen über diesen Friedhof vornehmlich beschäftigte, das waren die poetischen Grabinschriften aus dem Ausgange des 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts, die sich wegen ihres Inhalts und ihrer Fassung oft so vorteilhaft abheben von der Nüchternheit unserer Tage. Unver-

kennbar macht sich aber in jener Böfje einestheils die naturalistische Weltanschauung, andererseits aber der dichterische Einfluß Klopstocks geltend. Mutet uns doch manche Inschrift an wie eine Ode aus dem Munde des göttlichen Sängers. So lesen wir auf der Grabstätte eines Ch. Fr. Schuth v. Schuthdorff, gest. 1786:

Staub ist die Hülle des Menschen, der Erd' entsprossen,
 vergänglich;

Staub sie, der Erde Gebild, kehrt sie zur Erde zurück,
 Doch es belebt ein Funke von göttlichem Geiste die Hülle;
 Kehret zur Erd' ihr Gebild, eilet der Funke zum Licht.

Auf dem Denkmal eines dänischen Majors Joh. v. Wilsrath, gest. 1782 heißt es:

Je tiefer des Guten Leben hier wurzelt,
 je höher erwächst sein Wipfel im Himmel
 und je ausgebreiteter Schatten
 die volleren Zweige.

Dich, der Du nahest dem Maal, Dich
 mahnt des Edelen Beispiel:
 Strebe zu leben, wie einst
 dieser Entschlafne gelebt.

Bieder war er, gerecht, und mit Wahren
 einte er Schönes.

Alles, was Menschen betraf,
 fühlte sein menschliches Herz.

Geb. Hofrat Starklof, gest. 1850:

Wandernd die irdische Bahn,
 genoß er weise des Lebens.
 Freunden ein redlicher Freund,
 festen beharrlichen Sinns.

Dunkelsten Wolken den Pfad, so
 vertraut er dem ewigen Vater,
 der auf himmlischer Bahn
 leuchtet mit schönerem Licht.

Von der Ruhestätte einer Rose Christi de Coulier, gest. 1810, ringt es uns aus eisenunverwundener Versteck entgegen:

Mutterverb, o halte die Duldin sanft in den Armen,
 die hier ruht, die den Kampf dauernder Leiden gekämpft.

Einen hervorragend poetischen Schwung zeigt aber die Säule eines Landphysikus Dr. Gramberg, gest. 1818:

Unter dem Hügel,
 aus welchem sich zart die Blume schon windet,
 Unter dem Hügel ist, ach niedergehenket der Freund.
 Kehret er nimmer zurück?
 Und starb sein Genius mit ihm?

Frage die Blume, wenn einst deckend der Winter ihr naht.

Sind diese Dichtungen mehr auf jenes philosophische Motiv gestimmt, das das Sterbehäus Klopstocks bezeichnet: „Die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke“, so bilden andere dagegen Hymnen auf den Verstorbenen, indem sie die Vorzüge seines Charakters beleuchten oder seinen Wert für die Kulturbewegung seiner Zeit hervorheben. Gewaltige Marmorquadern, die einem Reichsgrafen Friedrich von Holmer, gest. 1718, errichtet sind, sprechen zu uns:

Und ihr Lüfte des Himmels, die erwacht und entfesselt,
 heiter der Geist sich erhebt, haucht ihn uns Liebend zurück.

Zum Schluß wenden wir uns noch jenem Obelisk zu, der das strahlende Bild eines der Edelsten Oldenburgs ewigem Gedächtnis einprägt: Johann Klavemann, gest. 1852.

Wer in bewegter Zeit, als rings das Bestehende wankte,
festen, männlichen Sinns ruhig behauptet den Platz;
wer als Bürger und Mensch der Vaterstadt weihete sein
Streben,

fördern gemeines Wohl, helfend durch Rat und durch Tat!
Der kann ruhig das Haupt hinlegen zum ewigen Schlummer,
Segen krönt sein Werk, Liebe folget ihm nach.

So ließe sich dieser schöne Strauß bei eifrigem Suchen noch um
manche wertvolle Blüte bereichern, allein der obige Versuch möge
genügen, manchen anzuregen, auch seinerseits ans Tageslicht zu
fördern, was an poetischer Schönheit unbeachtet unter Moos und
Flechte ruht.

Vergleichen wir aber mit diesen Dichtungen die nüchternen In-
schriften unserer Tage, so werden wir nach einem Kulturfortschritt
auf diesem Gebiete vergeblich fragen. „Tretet her zu meinem
Grabe . . .“, „Wenn Tränen könnten Tote wecken . . .“, das sind
u. a. Bierseiler ohne jeden poetischen und philosophischen Wert, die
schablonenhaft immer wieder lehren. Wann endlich werden uns
auch auf unseren Friedhöfen gute Dichterworte begegnen, die in
individueller oder in allgemeiner Bezugnahme dem Sinn oder dem
Abschluß des Lebens eine erhebende Deutung geben?

Fritz Reuter und Bismard.

Von Paul Berglar-Schröder.

(Nachdruck verboten.)

Fritz Reuter! — Aus mancherlei früherer Verkenntung, — man
denke an die Angriffe Klaus Groths und Fritz Reuters scharf-
polemische Entgegnung, als diese beiden großen Niedersachsen
noch nicht zur vollen gegenseitigen Erkenntnis durchgedrungen
waren, — ist der plattdeutsche Dichter zur allgemeinen deut-
schen Geltung emporgewachsen. Mochte der Dithmarscher auch
rufen: „Min Modersprak, wa klingst du schön, wa bist du mi ver-
trunt!“ . . . nicht er war es, der die platte Sprache zu einer in
Deutschland anerkannten „Literatursprache“ erhob, die heute in
Ost und in West, aber auch süblich der Mainlinie mehr und mehr
Verstanden, zum mindesten gelesen wird: sondern Fritz Reuter
war es!

Und wenn heute seine Werke nicht nur im deutschen Land,
sondern auch bei den Auslandsdeutschen in aller Welt in vielen
Millionen Exemplaren verbreitet sind, dann ist das ein Beweis,
daß der Dichter Saiten anschlug, die in jedem deutschen Herzen
heute freudig widerklingen.

Das aber macht sein echter Humor! Eine Komponente, die
Abkümung seiner Skala nach Farbe und geistigem Gehalt, sind
mannigfaltig. Man erkennt es an der einfach-harmlosen Art der
„Läuschen und Rimels“, an der schon höher zu wertenden „Reis nach
Vellinggen“, man gewahrt im Gegensatz zu dieser oft ein wenig
kalauernden Fröhlichkeit das tiefbittere Lachen der Entrechteten in
„Mein Pflüning“, und man verfolgt dann den Weg über „Danne
Mitte“ zum freieren Lachen der „Franzosenlib“ und noch weiter zu
den eigentlichen Höhepunkten des dichterischen Schaffens:
„Festungslib“ und „Stromlib“.

Diese Komponenten können nur in einer echten, warmen und
gemütvollen Menschlichkeit wurzeln, die vielerlei Schwächen sonder-
licher Menschenkänge mit lustig zwinkernden Augen registriert,
ohne wehe zu tun, die an den Menschenwegen die Kreuze sieht, und
Blumen daran steckt, die wehmütig die Sonne scheiden sieht, und
doch mutig weiß, daß ihr Glanz bald wieder über die schattende
Nacht triumphiert. Und in dem neuen Tagesleuchten verblaßt die
Bitterkeit und jede herbdumpe Nüchternheit an Unglück und
Ungerechtigkeit des eigenen lange Zeit bitteren Lebensweges. Da-
rin liegt Fritz Reuters schönes Menschentum. Sein Dichten ist
höfliche Reife seines weisheitlichen Humors. In ihm erfüllt sich
auch seine große deutsche Sehnsucht: die werdende Einigung des
deutschen Reiches, die sich an den Namen Bismard knüpft. Und
so schreibt er am 4. September 1866 an den Kanzler:

„Es treibt mich, Ew. Excellenz als den Mann, der die
Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften
Altters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahr-
heit verwirklicht hat, — ich meine die Einheit Deutschlands! —
meinen tiefgefühlten Dank zu sagen.“

Und freudig bewert sendet er Bismard seine „Musenkinde“,
gleich ein ganzes Ballet voll: „Nicht Autoreneitelkeit“ treibt ihn
dazu, sondern „nur der lebhafteste Wunsch, für soviel schöne Idealität,
die Ew. Excellenz dem gesamten Vaterlande geschenkt haben, auch
etwas Reales zu bieten“. Wenn man das liest, vermeint man eine
fast kindliche Freude aus seinem Blauaugen blühen zu sehen.

Bismard antwortet mit einem herzlichen Dankschreiben, in
dem es u. a. heißt:

„Noch ist das, was die Jugend erhoffte, nicht volle Wirk-
lichkeit geworden; mit der Gegenwart aber verlohnt es, wenn
der auserwählte Volkshüter in ihr die Zukunft gesichert vor-
auschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit
war.“

So schrieb Bismard an den ehemaligen „Hochverräter“, an
den burschenschaftlichen „Königsmörder“, der wegen „revolutio-
närer Umtriebe“ heftig verfolgt und in Berlin vor dem Kammer-
gericht von dem übereifrigen Dambach zum Tode verurteilt wurde;
denn trat eine baldige Begnadigung auf 30 Jahre und später auf
acht Jahre Festungshaft ein, aber sie trug Bitterstes in das Leben

dieses Mannes und ein Leiden, das er mit schärfster Selbstzucht
bekämpfte, und das doch immer wieder zu Zeiten seiner Herr wurde.
Damals schrieb er an seinen Freund Voss, Neubrandenburg: „Mir
ist ein ordentlicher Stolz ins Herz gezogen, daß wir Deutsche doch
nicht nötig haben, fürderhin uns von jedem hergelaufenen Hans-
wursten von Franzosen und Bissdogg von Engländer auf der
Nase tanzen zu lassen!“

Und so denken wir bei Fritz Reuter nicht nur an den großen
Dichter, sondern auch an den glühenden Patrioten! Seinen Her-
zenswunsch, den deutschen Sieg und die erkämpfte deutsche Einig-
keit sah er dann noch in dem deutsch-französischen Kriege in wunder-
schöne Erfüllung gehen. Aber da kränkelte er bereits, und im
Juli 1874 schloß er seine treuen Augen für immer. Doch auch
heute noch gelten von seinem Lebenswerk, das immer wieder Ge-
sundbrunnen ist, die Worte Gustav Freytags an seinem Grabe:
„Hunderttausende haben durch ihn das Bewußtsein erhalten, wie
tätig und brav ihre Existenz ist, wieviel Wärme, Liebe und Poesie
auch in ihrem mühevollen Leben zutage kommt. Sie alle sind
durch ihn freier, reicher und — glücklicher geworden!“

Nochmals Altdenische Reimsprüche über die Bedeutung der Wochentage.

Man schreibt uns: Der in Nummer 17 des „Niederdeutschen
Seimatblattes“ angeführte Reimspruch ist mir in einer Variante
bekannt, die nur in Bezug auf den Montag mit ihm übereinstimmt.
Der Wortlaut ist folgender:

Montagskind hat ein schön Gesicht,
Dienstagskind fehlt der Wille nicht,
Mittwochskind hat auf Erden viel Schmerz,
Donnerstagskind hat ein starkes Herz,
Freitagskind ist voll Lieb' und Güte,
Sonnenabendskind kommt spät zur Blüte,
Doch die, am Sonntag geboren werden,
Die haben den Himmel auf der Erden.

Vielleicht sind noch andere Varianten bekannt. Es wäre interessant,
wenn auch sie hier veröffentlicht würden. D. R.

Osterstader Rechtswesen in alter Zeit.

Von G. Schneider (Neuenlande).

(Nachdruck verboten.)

Die Landschaft Osterstade war im 16. Jahrhundert in vier Ge-
richtsbezirke eingeteilt, die nach den Orten, in denen Gerichtstag
gehalten wurde ihre Namen erhielten. Nach einem Landtags-
beschlusse vom 9. Dezember 1580 sollte das Gerichtswesen im Oster-
stader Lande neu geregelt werden. Auf Befehl des Bremerischen
Erzbischofs Heinrich, lud daher der Amtmann zu Hagen,
Hinrich Markensiede, alle Bögte, Belehnten, Kesteten der zu
Hagen gehörenden Rechtsbezirke zum 18. Januar 1581 auf das
Amtshaus. Man wollte einmal feststellen, welche Rechte, Ansprüche
und Vergünstigungen aus früherer Zeit noch vorhanden waren und
zu Recht bestanden.

Nach dem Aussterben der Stoteler Grafen um 1350 wurde
aus den Bezirken der ehemaligen Grafschaft ein Amt gebildet, d. h.,
Osterstade kam mit der Würde Bramstedt an das schon bestehende
Amt Hagen, und wurde nun von dem jeweiligen Bogte, der
auch zugleich Richter war, verwaltet. Diese Gerichtsbezirke werden
sicherlich schon sehr alt gewesen sein, denn schon aus der Zeit der
alten Landgerichte, die unter dem Vorsitz der Stoteler Grafen unter
der Staleke abgehalten wurden, sind sie schon bekannt. Vielleicht
hat man ihren Ursprung in den alten Gerichten der Sippen unserer
Vorfahren zu suchen.

Aus dem Neuenlander Gerichtsbuch ist folgendes über diese
Art der Beratung bekannt:

„Anno Domini Duseht Veerhundert Suenen und Souentich
(1477) in die Visitationen Mariae, helt Gerichte de duchtige
Anape Heinrich de Clivex, Droste und Amtmann unsers gnedigen
Herrn von Bremen, Berndt Hoberg, Boget tho Hagen und
vordrogen in demselben Gerichte mit den Dindliden und
gemeinen Inwonern to Rien Lande in demselben unsers gl.
Herrn Richte, und wurden eins usw.“

Daraus ist zu entnehmen, daß neben den „Dindliden“, unter
denen wir die Schöffen oder Findungsmänner zu verstehen haben,
das ganze Volk wie in uralter Germanenzeit am Rechtssprechen
teilnahm.

Sowohl die Ausarbeitung neuer Rechtsgrundsätze, als auch die
eigentliche Gerichtshandlung wurden im Weisheit der ganzen Ge-
richtsgemeinde vorgenommen. Alle Beschlüsse und Verordnungen
wurden fein säuberlich aufgezeichnet und zu einem Gerichtsbuche
zusammengestellt, hier also zum Neuenlander Gerichts-
buch.

Seit dem Jahre 1581 gab es in Osterstade ein geschriebenes
Recht, das auf Veranlassung des Erzbischofs aufgezeichnet worden
war. Dieses „Osterstader Landrecht“ hatte Gültigkeit über den
ganzen Bezirk des Amtes und bildete für einzelne Fälle bis in die
allernueste Zeit die Grundlage für die Rechtssprechung. Wie ge-
staltete sich nun die Rechtssprechung nach diesem Landrechte?

Bei Busendorf finden wir einen Abdruck des Gesetzes, aus dem
folgendes zu entnehmen ist:

Die Stadt und Grafschaft sind in ihren Beziehungen zu heimlich dem Löwen. (Grafen und verbotenen.) Von G. Müller (Abnehmer haben.)

Die Stadt und Grafschaft sind in ihren Beziehungen zu heimlich dem Löwen. (Grafen und verbotenen.) Von G. Müller (Abnehmer haben.)

Die Stadt und Grafschaft sind in ihren Beziehungen zu heimlich dem Löwen. (Grafen und verbotenen.) Von G. Müller (Abnehmer haben.)

Die Stadt und Grafschaft sind in ihren Beziehungen zu heimlich dem Löwen. (Grafen und verbotenen.) Von G. Müller (Abnehmer haben.)

Die Stadt und Grafschaft sind in ihren Beziehungen zu heimlich dem Löwen. (Grafen und verbotenen.) Von G. Müller (Abnehmer haben.)

Die Stadt und Grafschaft sind in ihren Beziehungen zu heimlich dem Löwen. (Grafen und verbotenen.) Von G. Müller (Abnehmer haben.)

lamen die Unglücksbotschaften Schlag auf Schlag. Lübeck, seine Lieblingsgründung, konnte sich nicht mehr halten, und die Bürger baten um die Erlaubnis, sich dem Kaiser ergeben zu dürfen. Auch Braunschweig und Lüneburg standen vor der Übergabe. Nun erkannte er, daß aller Widerstand vergeblich war; von Stade aus ritt er zum Kaiser, um sich vor ihm zu demütigen. Die Stadt öffnete auf Befehl des Kaisers dem zeitigen Erzbischof Sigfried von Bremen die Tore (1181).

Auf dem Reichstage zu Erfurt wurde dem Herzoge das Urteil gesprochen, demzufolge er alle Besitzungen bis auf die von den Vätern ererbten, Alode Braunschweig und Lüneburg, aufgeben, und für drei Jahre das Land verlassen mußte. Dieser ersten Verbannung folgte die zweite, als Barbarossa seinen großen Kreuzzug antrat. Der Kaiser konnte und wollte den rachedürstenden Welsen nicht im Lande lassen, während er selbst abwesend war. Trotzdem Heinrich ein dreijähriges Fernbleiben beschworen hatte, erschien er 1188 lange vor Ablauf der Zeit wieder in Deutschland.

Der damalige Bremer Erzbischof Hartwich II. nahm ihn in seinem Lande freundlich auf; denn eine neue Festigung der welschen Macht war für ihn eine Sicherung gegen den von Norden her sich geltend machenden Andrang der Dänen. Um sich den Rückkehrenden genügen zu machen, übergab Hartwich dem Herzog die viel umstrittene Grafschaft Stade als Lehen. Witter mag dem stolzen Welsen die Annahme der Belehnung geworden sein. Bengte er sich doch damit unter die Macht, der er den Rest einst mit Gewalt, dem Rechte zuwider entzissen hatte. Doch die glänzende Vergangenheit lag hinter ihm. Seine Lage forderte, jeden Zuwachs an Land und Menschen als eine Stärkung der Machtmittel anzunehmen und zu betrachten, die er für den zu erwartenden, harten Kampf mit dem Reichsverweser und seinen persönlichen Feinden nötig hatte.

Der Kampf blieb nicht aus und forderte auch aus der Grafschaft seine Opfer. Zum Erfasse des von Adolf III. von Holstein bebrängten Lübeds hatte Heinrich einen Seeresteil abgeschickt unter der Führung eines Grafen Konrad von Rode. Diesem war Stade vom Herzog zum Unterlehen gegeben worden. Aus diesem Grunde finden wir auch viele Stader unter dessen Kriegern. Bei der Rückkehr von dem Unternehmen, gerade als man bei Voßenburg die Elbe überschreiten wollte, wurde die Truppe von übermächtigen Feinden umzingelt, teils niedergemacht, teils gefangen genommen.

Graf Adolf nutzte die Gunst dieses Umstandes aufs Geheueste aus. Er kaufte sämtliche gefangenen Stader Bürger los und schickte sie in ihre Stadt zurück, damit sie dort für ihn als ihren Wohltäter Stimmung machen sollten. Er selbst folgte bald mit einem Heere, und legte sich vor die Wälle der Stadt, die von dem aus dem Voßenburger Kampfe entkommenen Konrad von Rode verteidigt wurde. Die Bürger Stades bewiesen jedoch keine Reigung, für den wenig beliebten Herzog, der so oft Kriegsnot über sie gebracht, und seinen auch nicht wohl angesehenen Stellvertreter weitere Opfer an Gut und Blut zu bringen. Sie knüpften Verhandlungen mit Adolf an, und bekundeten die Absicht, sich ihm zu ergeben. Konrad von Rode verließ, um der Gefangenschaft zu entgehen, unter dem Vorwande eines Erkundigungsvorganges die Stadt und kehrte nicht zurück. Nach seinem Weggange gab die Bürgerschaft die Sache Heinrich auf und huldigte Adolf III. (1189).

Die Tore der Stadt öffneten sich dem greisen Löwen nicht wieder, obgleich er 1191 im Verein mit Hartwich II. noch einen Wiedereroberungsversuch machte. Er mußte sich nach der rohen Kriegssitte der damaligen Zeiten damit begnügen, das platte Land der Grafschaft mit Feuer und Schwert zu verheeren, mordend und raubend die Gegend zu durchziehen, die zwei Jahrzehnte unter einem Ezerter gestanden hatten.

Damit die Zusammenfassung der Beziehungen Heinrichs des Löwen zu unserer Heimat nicht zu trübe ausklinge, sei noch eines kleinen Vorfalls Erwähnung getan, der wenigstens eine der handelnden Personen verklärt und etwas leuchtende Farbigkeit in das Grau der von selbststischen Trieben ausgewählten Zeit bringt. Die Gräfin von Rode war nach der Flucht ihres Gemahls in der Stadt zurückgeblieben. Mitterlich gestattete ihr Adolf, ungehindert den Ort zu verlassen unter Mitnahme all ihres Eigentums. Diese Erlaubnis benutzte die hochherzige Frau dazu, statt der Ränzer ihrer Leute, die Schätze Herzog Heinrichs in Sack verpackt auf Lasttieren aus der Stadt zu führen und sie ihrem Herrn zu retten.

Der Angribarierwall.

Wallreste bei See an der Weser gefunden?

Die Angribarier, als Angern oder Engern später ein Teil des Sachsenstammes, wohnten zur Römerzeit zu beiden Seiten der Weser nördlich der Cherusker und des Durchgangs durch die westfälische Pforte. An dem nach ihnen benannten Grenzwall lieferte nach Tacitus der von der Ems vordringende Germanicus den Germanen des Arminius die letzte Schlacht. Das war sechs Jahre nach der Varuskatastrophe im Teutoburger Walde. Seit etwa einem Jahrhundert hat man sich gewöhnt, Angribarierwall und sein Schlachtfeld in der Gegend zwischen Steinhuder Meer und der Weser zu suchen.

In der neuesten Nummer der „Prähistorischen Zeitschrift“ legt der Herausgeber, Geheimrat Schuchhardt (Berlin), der bekannte Archäologe, den Fundbericht des aus See bei Loccum stammenden

den Herrn Heimbs vor, der sich bereits vorher durch seine Forschungen einen Namen gemacht hatte, und der jetzt ein gut erhaltenes Stück von Wall und Graben bei dem Dorfe See entdeckt zu haben glaubt. Schuchhardt, der das Stück besichtigt und nach einem Durchsicht das Profil gemessen hat, nennt Befund und Auffassung von Heimbs „einleuchtend“. Der Wall ist auch nach Ansicht des Prähistorikers und Sachgelehrten nicht mittelalterlichen Gepräges, sondern viel älter. Er ist mit dem Graben, wie es gefordert werden mußte, nach Süden gerichtet. Heimbs gibt folgende Maße an: Der Graben ist 16,50 Meter breit, 1,50 Meter tief, seine Sohle vom Wasser bedeckt. Der Wall dahinter ist 19,50 Meter breit und 1,30 Meter hoch. Die ganze Breite des Werkes durch Wall und Graben beträgt also 36 Meter. Die Wallkrone erhebt sich noch heute 2,20 Meter über die Grabensohle. Um festzustellen, ob die Erhebung wirklich von Menschen aufgeworfen oder natürlich „gewachsen“ sei, ließ Heimbs einen Einschnitt machen, der ergab, daß der gewachsene Boden bei 1,30 Meter Tiefe, also genau an der zu erwartenden Schicht, beginnt. Heimbs glaubt die Länge des Werks auf 1500 Meter annehmen können, eige Ausdehnung, die hinreicht, um den Gefstricken zwischen dem alten Weserarm und den sumpfigen Niederungen abzuriegeln, was an keiner Stelle leichter möglich war als hier. Ein Teil der Erhebung heißt im Volksmunde und in der Flurbezeichnung „ohle Hoop“, woraus gleichfalls zu schließen ist, daß es sich hier um etwas von Menschen Geschaffenes handelt; eine natürliche Erhebung würde man niemals als alter Hausen bezeichnet haben.

Auch die römischen Lager hofft der genannte Lokalforscher noch zu finden, und glaubt ihre Lage zum Teil schon erkannt zu haben. Grabungen, die in nächster Zeit vorgenommen werden sollen, werden zeigen, ob es sich bei den in Frage kommenden Geländebestaltungen um natürliche oder künstliche Erhebungsformen handelt. Heimbs zweifelt nicht, daß sich hinreichende Lager Spuren im Laufe der Nachforschungen bald klar herausheben werden. — Da das Schlachtfeld des Varus und die Wahlstatt von Idistaviso sich wahrscheinlich niemals genau werden ermitteln lassen, so wäre es von höchster Bedeutung, wenn sich aus dem Nachweis des Walles etwas Positives über die Verhältnisse des letzten Kampfes zwischen Römern und Germanen ergäbe.

Wissenschnitt in Niedersachsen.

Unter diesem Schlagwort veranstaltet die Zeitschrift „Niedersachsen“ eine Umfrage, die wir auch unseren Lesern vorlegen möchten:

Nach altem Volksglauben geben zur Sommerzeit Dämonen um, die dem Getreide, solange es auf dem Felde steht, zu schaden oder zu nützen trachten. Mancherlei Erscheinungsformen vermögen sie anzunehmen, vornehmlich solche der Tiere. Aber auch von menschenähnlichen Wesen, von sogenannten Elben, erzählen die Ueberlieferungen. Zu diesen gehören n. a. die Roggenmühle und der Wissenschnitt. Während nun die erstere in Niedersachsen allgemein bekannt sein dürfte (und sei es nur als Kinderfurcher, der das Zertreten der Halme beim Blumenstücken ahndet), so gilt vom letzteren auffallenderweise das Gegenteil. Diese Tatsache ist umso bemerkenswerter, weil einmal der Wissenschnitt im Glauben der übrigen deutschen Stämme eine bedeutende Rolle spielt, und weil zum andern jener eigenartige Flurschaden, der ihm unter dem Namen Wissen- oder Durchschnitt zugeschrieben wird, sicherlich auch die Beachtung unserer heimischen Landbevölkerung gefunden hat. Die Umfrage sucht daher nach zwei Seiten hin eine Mitteilnahme der Leser zu wecken: Zunächst ist es vollständig überaus wertvoll, festzustellen, ob auf niedersächsischem Boden der Volksglaube vom Wissenschnitt überhaupt in irgend einer Form bestand oder noch besteht, und weiterhin sind naturwissenschaftlich einwandfreie Mitteilungen über den Durchschnitt selbst erwünscht, insbesondere Beobachtungen über sein Vorkommen und seine wirklichen Urheber.

Einsendungen dazu erbeten an die Schriftleitung „Niedersachsen“, Bremen.

Bücherschau.

Niedersachsen, Monatschrift für Heimat, Kunst und Leben. Carl Schünemann, Bremen.

Das Septemberheft ist in Text und Abbildungen besonders auf Lübed und die Ostsee eingestellt und bringt in meisterhaften farbigen Reproduktionen Aquatelle von G. Widert (Lübed). Otto Weber bespricht in einem reich illustrierten Aufsatz Lübed als „Stadt für sich“, Dr. A. Schröder das Annenmuseum und E. E. Pauls in einer kulturhistorischen Skizze „Das Ende der galanten Zeit in Lübed“. Dr. Timm, Geschäftsführer der Nordischen Gesellschaft, gibt eine neuartige Betrachtung der Ostsee als handelsverbindender Seeweg und Fritz Rudnig eine stimmungsvolle Wanderung durch Rügen, deren Reiz durch Zeichnungen von Th. Schülke (Jasmer) nur noch erhöht wird. Besonders Interesse dürfte ein Aufsatz von R. Spörhase finden über das Ergebnis des Wettbewerbes um den Entwurf eines Messehauses in Hamburg. Eine Reihe von Erzählungen, der Anfang des neuen Romans von D. S. Sarnecki „Singender Sand“, sowie die Bücherschau von Manfred Hausmann runden das Heft zu einem vornehmen und abwechslungsreichen Bilde.